

DAMARIS KOFMEHL

# JOSEF

EIN BIBEL-THRILLER

**Hänsler**

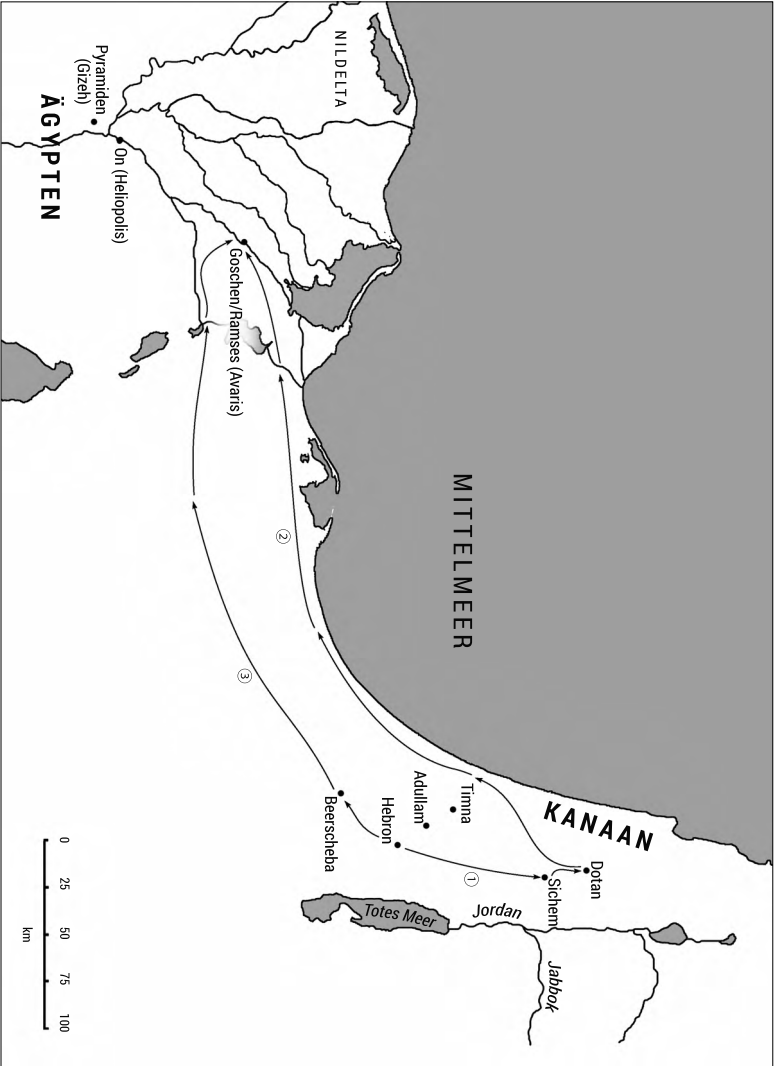
Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Hänsler in der SCM Verlagsgruppe GmbH  
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen  
haensler.de

Die Bibelverse sind folgender Ausgabe entnommen:  
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 SCM R.Brockhaus  
in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen

Lektorat: Christina Bachmann  
Umschlaggestaltung: Jan Henkel, [www.janhenkel.com](http://www.janhenkel.com)  
Titelbild: Jan Henkel, u. a. mit Verwendung bildgebender Generatoren  
Satz: Satz & Medien Wieser, Aachen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Gedruckt in Deutschland  
ISBN 978-3-7751-6317-0  
Bestell-Nr. 396.317

Ich widme dieses Buch allen, die in ihrem Leben Schweres durchgemacht haben und sich nach Heilung und innerem Frieden sehnen. Ich möchte dir sagen: Gott sieht dich. Er kann und wird dein verletztes Herz heilen und dir Frieden schenken. Ich habe es selbst erlebt.







# Inhalt

Personen und Namensbedeutungen .....	11
Das Gewand .....	13
Der Brunnen .....	14
Vaters Geschichten .....	24
Das Blutbad in Sichem .....	32
Der Träumer .....	38
Das Gewand .....	46
Verkauft .....	55
Ruben .....	67
Die Träume Josefs .....	72
Versklavt in Ägypten .....	83
Asenats Traum .....	84
Ankunft in Avaris .....	91
Auf dem Sklavenmarkt .....	99
Potifars Sklaven .....	105
Das Versprechen .....	118
Zerschlagen und gerettet .....	123
Zwischen Traum und Erwachen .....	132
Das Geschenk .....	139
Wie Feuer im Herzen .....	150
Ein überraschender Aufstieg .....	158
Potifars Frau .....	167
Das Urteil .....	176
Im Gefängnis .....	185
Gefangen im Kerker .....	195
Gespräch in der Dunkelheit .....	196
Die Stimme des Gewissens .....	201

Juda und Tamar . . . . .	209
Eine unerwartete Begegnung . . . . .	222
Ordnung ins Chaos bringen . . . . .	234
Der Mundschenk und der Bäcker . . . . .	240
Zwei seltsame Träume . . . . .	246
Pharaos Traum . . . . .	259
Asenats Sehnsucht . . . . .	260
Zerbrochene Zukunft . . . . .	267
In seiner Hand . . . . .	277
Pharaos Traum . . . . .	284
Ankunft im Palast . . . . .	297
Josefs Auslegung . . . . .	307
Wie ein Traum . . . . .	318
Ein neues Leben . . . . .	330
Manasse und Ephraim . . . . .	338
Die Versöhnung . . . . .	349
Die Begegnung . . . . .	350
Josefs Ringen . . . . .	359
Die Forderung . . . . .	369
Benjamin muss mitkommen . . . . .	381
Das Festessen . . . . .	395
Der silberne Becher . . . . .	409
Vor dem Herrscher Ägyptens . . . . .	418
Josef gibt sich zu erkennen . . . . .	427
Jakobs Entschluss . . . . .	437
Das Wiedersehen . . . . .	447
Nachwort . . . . .	452
Anmerkungen . . . . .	461

# Personen und Namensbedeutungen

**Josef** – Sohn von Jakob und Rahel

**Zafenat-Paneach** – Josefs ägyptischer Name, den ihm der Pharaon gab, Bedeutung: Gott spricht und er lebt

**Jakob** – Vater von Josef, seinen elf Brüdern und Dina

**Rahel** – Frau von Jakob, Schwester Leas, Mutter von Josef und Benjamin

**Lea** – Frau von Jakob, Mutter von Ruben, Simeon, Levi, Juda, Issachar, Sebulon und Dina

**Bilha** – Rahels Magd, Mutter von Dan und Naftali

**Silpa** – Leas Magd, Mutter von Gad und Asser

**Söhne Jakobs** – (vom ältesten zum jüngsten) Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naftali, Gad, Asser, Issachar, Sebulon, Josef, Benjamin (aus diesen zwölf Söhnen gingen die zwölf Stämme Israels hervor)

**Dina** – Tochter Jakobs

**Potifar** – Oberbefehlshaber der königlichen Leibwache des Pharaos

**Potifera** – Hohepriester von Heliopolis, Vater von Asenat

**Asenat** – Tochter Potiferas, Frau von Josef

**Manasse** – erster Sohn von Josef und Asenat, Bedeutung: der vergessen lässt

**Ephraim** – zweiter Sohn von Josef und Asenat, Bedeutung: doppelte Fruchtbarkeit

»Lass dich niemals von deiner Furcht leiten.  
Vertrau dem Herrn.  
Er ist alles, was du brauchst.  
Vergiss das nie, mein Sohn.«

1. MOSE 34 / 1. MOSE 37

# DAS GEWAND

## Der Brunnen

*Im 17. Jahrhundert v. Chr., in der weiten Dothan-Ebene, im zentralen Bergland Kanaans*

»Holt mich hier raus! Ruben! Simeon! Juda! Bitte!«

Meine verzweifelte Stimme hallte von den groben Steinen des ausgetrockneten Brunnenschachtes wider, auf dessen hartem Grund ich hilflos und verkrümmt lag. Alles tat mir weh. Mein ganzer Körper zitterte, während ich zu begreifen versuchte, was da gerade passiert war. Ich war nicht etwa gestolpert und in den Brunnen gefallen, nein: Meine Brüder hatten mich hineingeworfen! Meine eigenen Brüder! Wie konnten sie nur so etwas Schreckliches tun?

Ich spürte, wie mir warmes Blut über die Schläfe rann. Ich hatte mir beim Aufprall den Kopf angeschlagen und Arme und Knie aufgeschürft. Ein Wunder, dass ich mir bei dem Sturz kein Bein gebrochen hatte, denn der Brunnen war ziemlich tief. Ich blickte nach oben zu der kleinen Öffnung der bauchigen Zisterne, wo ich ein Stück des blauen Himmels sehen konnte. Tränen der Ohnmacht liefen mir übers Gesicht. Ich wusste: Hier kam ich allein nicht mehr raus. Um Hilfe zu rufen würde auch nichts bringen. Der Brunnen befand sich irgendwo weit draußen, irgendwo in der weiten Steppe, auf der ich meine Brüder getroffen hatte, weitab von der nächsten Stadt oder Siedlung. Hier würde niemand mein Rufen hören. Niemand! Nur meine Brüder – und die würden kein Erbarmen haben. Ich hatte es in ihren Augen gelesen, als sie mich gepackt hatten. Oh, was für ein Hass, was für ein abgrundtiefer Hass hatte in ihren Augen gebrüht, als sie mir mein Gewand entrissen und mich zum Brunnen gezerrt hatten! Hassten sie mich wirklich so sehr? Aber warum? Warum?! Was hatte ich ihnen getan? Ich konnte doch nichts dafür, dass Vater mich so sehr liebte! Ich konnte doch nichts dafür, dass er mir dieses wunderschöne Gewand geschenkt hatte.

»Seht alle her! Ich möchte, dass alle es hören! Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mich von Herzen freue!«

Das waren Vaters Worte gewesen, als er mir das kostbare Gewand vor drei Monaten zu meinem siebzehnten Geburtstag geschenkt und es mir vor der versammelten Sippe feierlich überreicht hatte. Ich hörte noch immer seine kräftige Stimme über das Lagerfeuer hallen. Ich fühlte noch immer seine warme Hand auf meiner Schulter. Ich spürte noch immer dieses unbeschreibliche Glücksgefühl in mir, dieses komplette Durchdrungensein von Vaters Liebe, dieses Gefühl, als könnte mir nichts und niemand in dieser Welt je etwas anhaben, solange ich nur bei meinem Vater und mein Vater bei mir war.

*O Vater*, dachte ich, und alles in mir krampfte sich zusammen, als ich an ihn dachte. Ob ich ihn jemals wiedersehen würde? Und Benjamin? Meinen kleinen Bruder? Ob ich je wieder mit ihm um die Wette laufen und mit ihm lachen und herumalbern konnte? Ich sah sein Gesicht vor mir, die kleinen Grübchen in seinen Wangen, wenn er lachte. Ich hörte sein Lachen, dieses unbeschwertere, fröhliche Kinderlachen, und es zerriss mir das Herz.

»Vater«, flüsterte ich und ein Kloß bildete sich in meinem Hals. »Benjamin ... Mutter ...«

Ach, Mutter! Beim Gedanken an meine Mutter schnürte es mir vollends die Kehle zu. Ich vermisste sie so sehr! Sie war vor acht Jahren bei Benjamins Geburt gestorben. Doch mit einem Mal vermisste ich sie so sehr, dass es mich in der Brust schmerzte. Oh, wie sehr wünschte ich mir, sie wäre noch am Leben. Wie sehr wünschte ich mir, sie wäre gerade jetzt bei mir und würde mich trösten, wie nur eine Mutter einen trösten kann. Oh, wie sehr wünschte ich mir, sie würde hier neben mir sitzen, mir mit ihren Fingern durch mein zerzaustes lockiges, dunkelbraunes Haar fahren und mir zuflüstern, es würde alles gut werden. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, ihre liebevolle Stimme zu hören und die Wärme und Zärtlichkeit ihrer Umarmung zu spüren.

»Es geht alles gut aus, Josef. Mach dir keine Sorgen, es wird alles gut, mein Junge.«

O Mutter, dachte ich, und die Tränen liefen mir in Strömen über die Wangen, als ihre Erinnerung allmählich verblasste und die nackte Realität mich wieder einholte: Ich war allein. Mutterseelenallein. Mutter war tot. Vater war nicht hier, und vermutlich würde er nie erfahren, was aus mir geworden war. Nichts würde gut werden, gar nichts! Ich war gefangen in einem Brunnen-schacht, aus dem ich nicht mehr lebend herauskam. Ich würde hier unten sterben! Ich spürte es tief in mir: Dass meine Brüder mich in den Brunnen geworfen hatten, war keine ihrer üblichen Lektionen, die sie mir immer erteilten, wenn ich Vater wieder einmal erzählte, wie schlecht und lieblos sie mit den Schafen und Ziegen umgingen, die wir gemeinsam hüteten. Nein, diesmal wollten sie meinen Tod. Es drehte mir den Magen um: Sie wollten, dass ich hier unten elendiglich kreperte, ich, ihr leiblicher Bruder, ihr eigenes Fleisch und Blut! So sehr hassten sie mich, weil Vater mich mehr liebte als sie. So groß war ihre Eifersucht auf mich, weil Vater mich zu seinem Haupterben ernannt hatte.

Oh, ich hätte mir denken können, dass all das ein Nachspiel haben würde. Ich hätte mir denken können, dass meine Brüder es nicht auf sich sitzen lassen würden, dass Vater mich über sie alle erhoben hatte. Kein Wunder, dass sie das Fest wütend verlassen hatten, als Vater meine Vorrangstellung durch das Gewand offiziell gemacht hatte. Jeder hatte gewusst, was dieses edle Gewand bedeutete, noch bevor Vater es aussprach. Jeder hatte es gewusst. Dieses Gewand war eines Königs würdig. Das Gewand sprach für sich selbst, und die Reaktion meiner Brüder sprach ebenfalls für sich.

Und dann hatte ich ihnen auch noch von meinen Träumen erzählt. Warum hatte ich das bloß getan? Wie konnte ich nur so naiv sein? Den ersten Traum hatte ich nur wenige Tage nach meinem Geburtstagsfest. Meine Brüder und ich hatten die Viehherden meines Vaters außerhalb von Hebron gehütet. Fröstelnd, in unsere warmen Hirtenmäntel gehüllt, hatten wir um ein kleines Feuer gelegen und geschlafen. Und da hatte ich den merkwürdigsten Traum, den ich je geträumt hatte. Ich träumte, dass ich mit meinen Brüdern auf dem Feld war und wir das Getreide

zu Garben zusammenbanden. Plötzlich richtete sich meine Garbe auf und blieb aufrecht stehen, und die Garben meiner Brüder bildeten einen Kreis darum herum und warfen sich vor meiner Garbe nieder wie vor einem König. Das war der Traum gewesen, so lebendig und eindrucklich, dass ich schweißgebadet aufgewacht war und sofort alle geweckt hatte.

»Leute, ihr glaubt nicht, was ich soeben geträumt habe!«, war es aus mir herausgesprudelt, und dann hatte ich ihnen aufgeregt und unbedacht von meinem Traum erzählt. Zuerst hatte keiner ein Wort gesagt, bis Simeon mich wütend angeschrien hatte: »Du selbstherrlicher, arroganter Angeber! Willst du etwa König werden und dich als Herrscher über uns aufspielen?«

Mit finsternen Mienen hatten sie mich angesehen, und da erst war mir klar geworden, dass ich den Traum wohl besser für mich behalten hätte. Aber es hatte mir so auf der Zunge gebrannt, ihn zu erzählen!

Kurz darauf hatte ich einen zweiten Traum, genauso seltsam wie der erste: In meinem Traum sah ich, wie die Sonne, der Mond und elf Sterne sich tief vor mir verneigten, so als wäre ich irgendein mächtiger Herrscher und meine Familie würde vor mir niederknien. Warum um alles in der Welt träumte ich solche merkwürdigen Dinge? Was hatte das zu bedeuten? Diesmal hatte ich den Traum für mich behalten wollen, um nicht noch mehr Öl ins Feuer zu gießen. Aber meine Brüder hatten mir wohl angesehen, dass ich schon wieder etwas geträumt hatte, und bestürmten mich den ganzen Tag über, ihnen den Traum zu verraten, obwohl sie ihn ja gar nicht hören wollten. Und dann, am Abend, als wir von der Weide nach Hause kamen und uns vor Vaters Zelt zum Essen niederließen, hatte Juda mich praktisch dazu gezwungen, den Traum zu erzählen.

Es hatte in einer einzigen Katastrophe geendet. Vater und meine Brüder waren sich übelst in die Haare geraten, und schließlich hatten meine Brüder die Runde wütend verlassen und waren am nächsten Tag mit den Herden Richtung Norden gezogen. Finsternis und pure Verachtung hatten in ihren Augen ge glüht, als sie mich vor ihrem Aufbruch ein letztes Mal angesehen hatten. Sie

hatten mich angestarrt, als wollten sie mich am liebsten erwürgen. Doch ich hatte gedacht, sie würden sich wieder beruhigen. Nie hätte ich gedacht, dass ihr Hass auf mich so groß wäre, dass sie mir tatsächlich etwas antun würden. Nicht im Traum wäre ich auf die Idee gekommen, dass mein Leben in Gefahr sein könnte, als Vater mich zwei Monate später losgeschickt hatte, um nach ihnen zu sehen.

Doch hier war ich, von meinen eigenen Brüdern in einen Brunnen geworfen, um zu sterben! Tränenüberströmt hob ich meinen Kopf, blickte nach oben und schrie aus Leibeskräften.

»Ruben! Simeon! Levi! Juda! Es tut mir leid! Bitte holt mich hier raus! Bitte!!!«

Doch keiner antwortete. Ich zitterte und weinte. Ich hatte furchtbare Angst. Ich wollte nicht sterben! Warum hatten sie das getan? Das konnten sie doch nicht mit mir machen! Ach, warum war ich bloß nicht davongerannt, als ich noch gekonnt hatte! Warum hatte ich nicht gemerkt, dass etwas nicht stimmte, als ich ihnen fröhlich winkend entgegenlief? Ich hatte doch gesehen, wie sie die Köpfe zusammengesteckt und miteinander getuschelt und immer wieder in meine Richtung geschaut hatten, als würden sie etwas im Schilde führen. Ich kannte doch meine Brüder! Warum war ich so naiv gewesen zu glauben, es wäre alles gut zwischen uns? Nichts war gut! Gar nichts war gut! Oh, was war ich doch für ein Narr gewesen, ihnen meine Träume zu erzählen! Und was war ich doch für ein Narr gewesen, auf der Suche nach meinen Brüdern ausgerechnet das schöne Gewand zu tragen, das Vater mir geschenkt hatte, obwohl ich doch wusste, wie sehr es sie provozierte. Aber ich hatte mir nichts dabei gedacht. Ich hatte mir einfach nichts dabei gedacht. Ich hatte in meiner Unbedarftheit sogar geglaubt, sie würden sich freuen, mich zu sehen.

Und dann war es passiert. Kaum hatte ich sie erreicht, waren sie zu zehnt über mich hergefallen wie ein blutrünstiges Wolfsrudel und hatten mir mein Gewand entrissen.

»Das brauchst du nicht mehr, Angeber!«, hatte Simeon geschrien und mich angespuckt. Er hatte mich tatsächlich angespuckt!

Dann hatten sie mich zum Brunnen gezerzt und über den Brunnenrand gehievt. Die nackte Panik hatte mich erfasst, als ich die Leere unter mir gefühlt hatte und mir klar wurde, was sie vorhatten. Ich schlug um mich wie ein wildes Tier und versuchte, mich aus ihren eisernen Griffen zu winden. Vergeblich.

»Nein! Bitte nicht! Tut das nicht!«

»Und was willst du dagegen tun? Zu Vater rennen und uns verpetzen?«

»Bitte, Levi! Issachar! Bitte, hört auf!«

»So viel zu deinen Träumen!«, spottete Juda. »Vielleicht findest du in dem Loch ein paar Käfer und Skorpione, die sich vor dir verneigen!«

»Nein! Nein! Ruben! Ruben! So tu doch etwas!«

Doch Ruben hatte nichts unternommen, um die Brüder von diesem Wahnsinn abzubringen. Er hatte mit verschränkten Armen danebengestanden und geschwiegen, während meine Brüder mich über den Abgrund rollten und losließen. Kein Mitleid hatte in ihren Blicken gelegen, als ich mit einem lauten Schrei in die Tiefe stürzte.



»Ruben!«, schrie ich verzweifelt in dem Brunnenschacht. »Ruben! Bitte hilf mir! Simeon! Levi! Juda! Bitte lasst mich hier raus! Bitte!«

Ich lauschte, um zu hören, ob sich irgendjemand erbarmte und dem Brunnen näherte. Doch ich hörte nichts außer dem hohlen Klang meiner eigenen Stimme, die von den Steinen zurückgeworfen wurde. Mein Flehen war umsonst. Niemand kam, um mich zu retten. Niemand.

»Bitte, Brüder, bitte!«, winselte ich mit tränenerstickter Stimme. »Bitte!«

Doch ich wusste, dass es nichts brachte. Ich hatte die Verachtung in ihren Blicken gesehen. Ich war meinen Brüdern auf Ge-deih und Verderb ausgeliefert. Wahrscheinlich würden sie mich

hier unten liegen lassen, bis meine Schreie irgendwann verstummen und ich eines langsamen und qualvollen Todes starb. Das war ihr grausiger Plan.

»Ich will nach Hause. Zu meinem Vater. Bitte lasst mich gehen ...« Mein Weinen wurde zu einem Wispern. Ich wurde heiser und Panik schnürte mir die Kehle zu. Die Stille über mir war erbarmungslos. Irgendwann gab ich es auf, nach ihnen zu rufen. Wahrscheinlich waren sie ohnehin nicht mehr in der Nähe des Brunnens, damit sie mein Weinen und Betteln nicht länger hören mussten. Oder sie ignorierten es ganz einfach und warteten darauf, dass ich von selbst aufhören würde. Ich sank in mich zusammen, ein einziges Häufchen Elend, von den eigenen Brüdern zum Sterben zurückgelassen. Ich zog meine Beine an meinen nackten Oberkörper, schlang meine aufgeschürften Arme darum und wimmerte und schluchzte. Nie zuvor hatte ich mich so allein gefühlt. Würde mein Leben tatsächlich so enden? War das das Ende von Josef, dem Sohn Jakobs, dem Enkel Isaaks, dem Urenkel Abrahams? Würde ich tatsächlich hier unten sterben? Mit gerade mal siebzehn Jahren?

Wie lange ich dort am Grund des Brunnens saß, wusste ich nicht. Jede Stunde erschien mir wie eine Ewigkeit. Allmählich färbte sich das kleine Stückchen Himmel über mir von Azurblau zu Violett. Der Tag neigte sich dem Ende zu und noch immer war ich hier unten gefangen.

Ich hatte Durst und mein Magen knurrte unaufhörlich. Ich hatte seit Sonnenaufgang nichts mehr gegessen und nur ein paar Schlucke Wasser getrunken. Ich war früh aufgestanden in der Hoffnung, meine Brüder noch vor dem Abend zu finden. Tags zuvor hatte ich in Sichem sämtliche Weiden nach ihnen und den Tieren abgesucht, bis ich einem Mann begegnet war, der gehört hatte, meine Brüder wären nach Dothan weitergezogen. War es wirklich erst vier Tage her, dass Vater mich losgeschickt hatte, um nach meinen Brüdern zu sehen? Es kam mir viel länger vor. Vater hatte sich Sorgen um sie gemacht. Ihr überstürzter Aufbruch mit den Herden hatte einen bitteren Nachgeschmack bei uns allen hinterlassen. Sie würden mit den Herden nach Sichem

ziehen, dort gäbe es die besseren Weiden, so hatten sie gesagt. Aber ich wusste genau, dass das gelogen war. Sie wollten einfach so schnell und so weit wie möglich von uns fort, um nicht länger daran erinnert zu werden, dass Vater mich zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Vater hatte gedacht, ich könnte sie versöhnlich stimmen und dazu bewegen, nach Hause zurückzukehren. Nun, er hatte sich getäuscht. Die Monate der Trennung hatten die Kluft zwischen uns nur noch tiefer gegraben und den Hass auf mich in pure Bosheit verwandelt. Dafür würde ich jetzt mit meinem Leben bezahlen.

»Ich will nicht sterben«, flüsterte ich wie in Trance, während ich meine angewinkelten Beine umklammerte und mich vor- und zurückwiegte. »Ich will nicht sterben, bitte, ich will nicht sterben. Bitte hilf mir, Herr! Hilf mir!«

Es war ein verzweifertes Gebet, und es vermochte mein aufgewühltes Herz nicht annähernd zu beruhigen. Zu groß war meine Angst vor dem, was mir bevorstand. Ich fühlte mich erbärmlich klein und nichtig, und genauso schwach war auch mein Gebet. Ich glaubte kaum selbst daran, dass Gott mir helfen würde – oder könnte. Mein Glaube an ihn war nicht einmal annähernd so stark wie der meines Vaters, der Gott einfach alles zutraute, oder wie der meines Großvaters, dessen unerschütterliches Gottvertrauen ich immer bewundert hatte. Von meinem Urgroßvater ganz zu schweigen, dessen Beziehung zu Gott so intensiv gewesen war, wie es eigentlich nur zwischen besten Freunden möglich ist. Freund Gottes hatte man ihn genannt. Freund Gottes. Ich hatte keine Ahnung, wie so etwas überhaupt möglich war. Im Vergleich dazu war mein Glaube eher so krumm und dünn wie ein Docht, der nicht einmal stark genug glomm, um auch nur ein Flämmchen von Zuversicht in mir aufflackern zu lassen. Aber an wen hätte ich mich sonst wenden sollen in meiner Not?

Früher war es anders gewesen. Als kleiner Junge hatte ich einen so festen, so kindlichen und so reinen Glauben gehabt, dass ich mich heute selbst darum beneidete. Einmal hatte ich Gott sogar gespürt, wirklich gespürt, von Kopf bis Fuß! Ich war sechs

Jahre alt gewesen. Wir waren gerade erst aus Mesopotamien nach Kanaan gekommen, nachdem mein Vater zwanzig Jahre lang unter meinem Großonkel Laban geschuftet hatte wie ein Sklave und nun als freier Mann, zusammen mit uns, seiner Familie, aus der Fremde in seine Heimat zurückgekehrt war. Kurz nach unserer Ankunft in Sichem hatte mein Vater Gott seinen ersten Altar gebaut, um dem Höchsten sein Leben und das seiner ganzen Familie zu weihen. Nach all den Jahren sah ich die Szene noch immer vor mir, wie Vater plötzlich auf den Altar gestiegen war, die Arme ausgebreitet und begonnen hatte zu singen. Zu singen! Etwas Eindrücklicheres und Feierlicheres hatte ich nie zuvor und seither nie wieder erlebt. Es war das erste Mal in meinem jungen Leben gewesen, dass ich die heilige Gegenwart Gottes gespürt hatte, mit all meinen Sinnen. Es hatte sich angefühlt wie ein Feuer, das durch meinen Körper schoss und mich mitten in mein Herz traf. Ich spürte Gottes Gegenwart, ich spürte sie so stark, dass ich meinte, ich müsste darin verglühen. Es war ... überirdisch gewesen, ja kaum in Worte zu fassen.

Es war in jenem Moment gewesen, im goldenen Licht der aufgehenden Morgensonne, die Augen auf meinen Vater auf dem Altar gerichtet, als ich in meinem kindlichen Herzen die Entscheidung getroffen hatte, diesem Gott mein Leben zu geben und ihm zu dienen, so wie mein Vater es tat. Kaum etwas anderes hatte meinen Glauben so sehr geprägt wie dieses eine Erlebnis, als ich sechs Jahre alt gewesen war. Und dennoch, als ich älter wurde, verblasste die Erinnerung daran immer mehr, und aus meinem kindlichen, einfachen Glauben von damals war eher ein Festhalten an den überlieferten Traditionen unserer Sippe geworden. Ich sah Gott durch die Augen meines Vaters, nicht durch meine eigenen, und ahmte einfach nach, was Vater uns lehrte und vorlebte. Ich glaube an Gott, von ganzem Herzen, aber mein Glaube hatte irgendwie seine Kraft verloren. Manchmal sehnte ich mich danach zurück, wieder jener kleine sechsjährige Junge zu sein, und wünschte mir, Gott würde mir erneut so eindrücklich begegnen wie damals. Doch das war leider nie wieder geschehen.

Ein Seufzen voller Sehnsucht entfuhr meinen Lippen und erneut kamen mir die Tränen. Wo war er nur hin, mein Glaube von früher? Warum konnte ich Gott nicht mehr so spüren wie damals? Warum fühlte ich nicht, dass er bei mir war, so wie ich es damals gespürt hatte? Wo war er hin? Warum half er mir nicht? Warum griff er nicht ein? Warum ließ er das alles zu? Warum?!

»Wo bist du, Herr? Wo bist du?«, wimmerte ich, während ich immer stärker vor- und zurückwippte und ein beklemmendes Gefühl von Ohnmacht mir beinahe den Atem nahm. »Bitte lass mich nicht allein! Bitte hilf mir! So hilf mir doch! Bitte!«

In meinem ganzen Leben hatte ich mich noch nie so verlassen gefühlt. Es fühlte sich an, als ob zwei gewaltige Mühlsteine mich und mein gesamtes bisheriges Leben langsam und qualvoll zwischen sich zermalmt. Und niemand kam mir zu Hilfe, um mich zu retten. Niemand. Nicht einmal Gott.